

Nr. 17. Posen, den 26. April. 1896.

Städtebilder aus der Provinz Posen.

Bromberg in Wort und Bild.

Von F. Heinz.

(Nachdruck des Textes und Vervielfältigung der Illustrationen verboten.)

I. Die Burgruine Bydgoszcz.*)

Ein Liebesdrama aus Brombergs Vorzeit.

Im Osten unseres Vaterlandes, namentlich in der Provinz Posen, giebt es Ritterburgen und Schlösser oder doch Ruinen derselben, deren Anblick an das Mittelalter oder an noch frühere Perioden gemahnt, nicht viele wenigstens sind hier die Denkmäler der Vergangenheit nicht so zahlreich vorhanden, wie im Westen und Süden des Reichs. In der Provinz Westpreußen findet sich noch eine größere Anzahl von an die Zeiten des deutschen Ritterordens erinnernden Burgruinen vornemlich auf den Höhen längs der Weichsel, bei den Städten Thorn, Kulm, Graudenz, Marienwerder, Marienburg ꝛc. Eine ähnliche Schloßruine – Bydgoszcz – besaß bis vor Jahresfrist die Stadt Bromberg und zwar im Garten des Zuckersiedereihofes, im Frühjar und Sommer dicht umlaubt von grünen Bäumen. Die einstige Burg Bydgoszcz war versehen mit stattlichen Thürmen; sie hatte Ausfallthore und war umgeben von einem mächtigen Wall und Graben. Ihre Mauern hätten, ebenso wie die Ritterburgen von Ost- und Westpreußen, viel erzählen können von blutigen Schlachten und Fehden, welche hier zwischen Polen und Schweden ꝛc. ausgekämpft wurden. Davon aber wollen wir zunächst nicht berichten, sondern von einem Liebesdrama, dessen Schauplatz die Burg Bydgoszcz und deren Umgebung war.

Ehemalige Burgruine Bydgoszcz von der Nordseite.

Die Zeit, in die unsere Geschichte fällt, reicht zurück bis zum dreißigjährigen Kriege, von dem bekanntlich fast ganz Europa entflammt wurde. Ueberall in den deutschen Landen wüthete die Kriegsfurie; nur im Polenlande, in welchem die Burg und die Stadt Bydgoszcz, das heutige Bromberg, lag, war es ruhig.

Als Kapitanus herrschte damals über Bromberg in seiner stolzen Veste Bydgoszcz Andreas Przyjemski, ein echter Sarmat und tapferer Kriegsheld, der als solcher von den Feinden des Landes weit und breit gefürchtet ward, bei seinen Genossen aber im hohen Ansehen stand. Der rauhe Kriegsmann war zugleich ein trefflicher Familienvater und seinem einzigen Kinde, der engelguten Jadwiga, mit großer Liebe zugethan. Jadwiga war, wie der Chronist berichtet, der Stolz seiner alten Tage und ein Kleinod, über welches der Schloßhauptmann mit väterlicher Sorgfalt wachte.

Da will es das Geschick, daß ein alter Freund und Ver-

*) Abbildungen nach Photographieen von Th. Joop.

wandter ihm seine Zwillingssöhne Mieczyslaw und Vincentus, aus dem Innern des Polenlandes zum Besuch nach Bydgoszcz schickt. Von den beiden Neffen des Schloßhauptmannes war Mieczyslaw ein erfahrener Kriegsmann, der es wohl verstand, mit dem Schwerte und der Streitaxt umzugehen, während Vincentus, wenn auch des Fechtens kundig, einen Widerwillen gegen das Kriegshandwerk hatte und sich mehr mit Büchern und gelehrten Dingen beschäftigte. Beide Brüder liebten einander und es schien, als ob einer ohne den andern nicht leben konnte. Einige Zeit schon währte der Aufenthalt derselben auf der Burg Bydgoszcz, der durch Ausflüge in die umliegenden Ortschaften und Besuche der nicht allzu entfernt liegenden Starosteien, sowie durch Jagden in den großen, die Stadt umgebenden Waldungen, wo man den wilden Eber, den Wolf oder auch wohl einen Bär erlegte, ausgefüllt wurde. Natürlich fehlte hierbei auch Jadwiga nicht. Der Umgang mit der hübschen Schloßhauptmannstochter war nicht ohne Einfluß auf das Gefühlsleben beider Brüder; sie hatte die Herzen derselben erobert, die nun voller Liebesgluth für die reizende Jadwiga schlugen.

Jadwiga war aber auch von Amors Pfeilen getroffen; auch sie liebte und zwar beide Brüder in gleicher Weise. Die alte Kammerfrau des Fräuleins, die schon die Kinderfrau desselben gewesen und der Jadwiga sich entdeckt hatte, gab ihrer Herrin den Rath, beide Brüder zu heirathen. Die Mönche des nahen Bernhardiner-Klosters (von dem jetzt nur noch die zu einer Garnisonkirche umgebaute Bernhardinerkirche vorhanden ist) welche im Geheimen befragt wurden, machten bedenkliche Mienen. Der Guardian des Klosters erklärte sich bereit, den ehelichen Bund heimlich mit einem der beiden Brüder einzusegnen: von dem andern wollte er nichts hören. Endlich kam die Angelegenheit vor den Vater, den gestrengen Schloßhauptmann. Da aber auch ihm die Tochter mit aller Bestimmtheit erklärte, beide Brüder gleich innig zu lieben, so entschied der Vater, daß durch ein Gottesgericht auf Leben und Tod zwischen den beiden Brüdern die Entscheidung erfolgen und der Ueberlebende die Hand seiner Tochter erhalten solle. Verblendet von ihrer Liebe gingen die Brüder mit Freuden auf diesen Vorschlag ein.

Die Garnison-Kirche (frühere Bernhardiner-Kirche) in Bromberg.

Es war an einem heitern Sommertage, als dieselben, begleitet von zwei Sekundanten, hinauszogen auf der Straße nach Süden von der Stadt zu, auf den im dichten Walde liegenden „Halbmeilen-Berg", um dort den Entscheidungskampf auszufechten. Der genannte Berg liegt 3/4 Meilen von Bromberg, rechts von der Inowrazlawer Chaussee und ist gegen 40 Meter hoch. Hinter diesem Berge, vielleicht 1500 Schritte von der Chaussee entfernt, erhebt sich ein anderer Hügel, der über die ihn umgebenden Berge, welche sämmtlich, wie die ganze Gegend dort, mit Bäumen bestanden ist, weit hervorragt. Auf diesem Hügel fand an jenem Sommertage der Zweikampf der Brüder statt. Vor Beginn desselben fielen beide auf die Kniee, beteten und gelobten gegenseitig, daß der Ueberlebende dem Gefallenen an dieser Stelle ein Denkmal setzen sollte.

Nunmehr begann der Kampf. Die Schwerter kreuzten sich und es erfolgte Hieb und Stoß. Einige Gänge waren gemacht und Vincentus blutete bereits aus kleineren Wunden. Mieczyslaw, der erprobte Kriegsmann, seines Sieges schon gewiß, gab sich jedoch eine Blöße und das Schwert seines Bruders fuhr ihm in die Brust. Vom Tode getroffen sank Mieczyslaw zu Boden; aber als Vincentus thränenden Auges sich über ihn beugte, raffte Mieczyslaw sich auf und spaltete dem Bruder mit wuchtigem Schwerthieb den Kopf, so daß auch Vincentus, tödtlich getroffen, zur Erde sank. Ihr thörichtes Beginnen haben sonach beide Brüder mit dem Tode bezahlen müssen. An der Stelle, wo sie ihr Leben verloren und die Erde von ihrem Blute getränkt wurde, liegen sie auch begraben. Die Sekundanten errichteten zum Andenken an diesen schauerlichen Kampf auf jenem Hügel zwar kein Denkmal, denn gegen die Errichtung eines solchen sprachen sich die Bernhardine mönche Brombergs aus, sondern ein großes hölzernes Kreuz. Dieses Kreuz, welches im Laufe der Zeiten frommer Glaube erneuert hat, war noch in den vierziger Jahren auf dem Berge sichtbar. Im Jahre 1848, am 18. Juni, an welchem Tage durch einen Orkan viel Unheil in der Gegend angerichtet wurde und u. a. die Thürme der Jesuitenkirche in Bromberg am Friedrichsplatz heruntergeschleudert wurden, hatte auch das Kreuz auf dem Halbmeilenberge einen Flügel verloren, so daß dasselbe nach diesem Tage aus der Ferne wie ein trockener Stamm aussah. Bis in die Sechziger Jahre hinein hat das Kreuz in dieser Gestalt dort gestanden, dann ist es umgefallen und danach ganz verschwunden. Neuerdings ist auf diesem Berge, der auch den Namen „Kreuzberg" führt, von der Forstverwaltung ein Gerüst errichtet worden, von dem man eine weite Aussicht über die Umgegend bis nach der Stadt Bromberg und über diese hinaus und nach Osten zu bis Fordon und dem Schlosse Ostrometzko am rechten Ufer der Weichsel hat.

Der unerwartet blutige Ausgang des brudermörderischen Zweikampfs und das jähe Ende beider Brüder machte natürlich auf unser Burgfräulein, die sich nunmehr in allen ihren Hoffnungen bitter getäuscht sah, einen tieferschütternden Eindruck. Die unglückliche Jadwiga geberdete sich zwar nicht wie Bürger's „Lenore", die bekanntlich sich das Rabenhaar zerraufte und gotteslästerliche Reden ausstieß, sondern suchte Linderung ihres Seelenschmerzes und Trost im Gebete. Alltäglich des Morgens und Abends wallte sie nach der in der Nähe des Schlosses belegenen Kapelle — der sogenannten Aegidienkirche —, um dort für sich und die Seelen der unglücklichen Brüder einige Zeit zu beten. Die Aegidienkirche gehörte zu dem Bernhardinerkloster und stand links der jetzigen Kaiserstraße auf dem Seminarplatze zwischen dem heutigen (1880 errichteten) Kriegerdenkmal und dem nach der Garnisonkirche führenden Wege. Vor einigen 30 Jahren wurde die Kirche als zerfallenes Bauwerk auf Abbruch von der Stadt verkauft.

Um in die Aegidien-Kirche vom Schlosse aus zu gelangen mußte man, aus dem Burgthore tretend, an dichtem Busch- und Strauchwerk, welches längs der Brahe stand, vorübergehen. In früher Morgendämmerung oder zu später Abendstunde diesen Weg zurückzulegen schien dem Burgfräulein nicht geheuer. Bei Passirung desselben wurde es stets von großer Bangigkeit ergriffen, denn im Rauschen der Blätter des Buschwerks vermeinte das Fräulein das Geflüster von Gespenstern zu hören. Die Seelen der gefallenen Brüder, so behauptete die junge Dame, erschienen ihr und ängstigten sie. Die Kammerfrau, welche alles

Ungemach von ihrem Fräulein abzuwenden suchte, wußte, nach den Aufzeichnungen unsers Chronisten, auch hier Rath zu schaffen. Den Weg allein mit dem Fräulein zu machen, dazu fehlte ihr der Muth. Diese Angelegenheit wurde daher wiederum dem gestrengen Herrn Burghauptmann, dem Vater des Fräuleins, vorgetragen, der durch den traurigen Ausgang des von ihm veranlaßten Zweikampfs ebenfalls in Betrübniß versetzt worden war. Nach längerem Zögern und Erwägung des Falles ließ er sich endlich dazu bewegen, zumal er hoffte, durch das Gebet der Tochter an geweihter Stätte Linderung auch seines Seelenschmerzes zu erfahren, daß er seiner Tochter einen schmucken Offizier der Schloßwache als Begleiter mitgab, der täglich beim Kirchgange des Fräuleins in einiger Entfernung folgen sollte. Jetzt machte Jadwiga täglich mit ihrer Kammerfrau zweimal den Weg zur Kirche. Ihr Trübsinn und Schmerz wollte aber, soviel sie auch im Gebet Trost und Frieden suchte, nicht weichen. Der Gedanke, daß sie Schuld an dem Tode der beiden unglücklichen Brüder sei, beunruhigte sie fortwährend. Um Befreiung von ihren Sünden zu erlangen, ging sie zuletzt sogar dreimal nach der Kirche.

Mittlerweile war langsam das Ende des Sommers herangekommen und es zeigte sich bereits der Herbst mit seinem zur Erde fallenden welken Laube, den Nebeln am Morgen und den dunkeln Abenden. An einem solchen Abende ereignete sich etwas Seltsames. Das Schloßfräulein kehrte nach beendetem Gebete wie gewöhnlich nach dem Schlosse zurück, vor dessen Thor die Kammerfrau ihre Gebieterin verließ, um im Schlosse eine wirthschaftliche Arbeit zu verrichten. Jadwiga, in ihrem Trübsinn vor sich hinblickend, achtete nicht des Weges und ging, das Burgthor verfehlend, um das Schloß herum. Als bald darauf die Kammerfrau zurückkehrte, um nach dem Fräulein zu sehen, war dieses verschwunden, aber auch der Offizier. Dagegen, so erzählt die Sage, erblickte man auf dem Wege, wo das Fräulein mit dem schmucken Offizier gewandelt, — eine große feurige Kröte.



Ehemalige Burgruine Bydgoszcz von der Südseite.

Nun erinnerten sich die Schloßbewohner, daß in der Stadt in der Nähe der Stadtmauer — in der Podblenkengasse, der gegenwärtigen Mauerstraße — eine alte Wahrsagerin wohnte. Diese wurde geholt, um durch ihre Zauberkräfte zu erforschen, wo sich das verschwundene Fräulein befände. Die vermeintliche Zauberin ließ sich wie folgt vernehmen: Jadwiga hat sich in eine Kröte verwandelt und ihren Begleiter, den Offizier verschlungen. Die Kröte würde aber wieder menschliche Gestalt annehmen, wenn ein Mann mit Zwillingsschwestern heimlich getraut werde, diese überleben und zur Erlösung der Verschwundenen in dem Schloßgarten um Mitternacht erscheinen würde. Diesen Doppelwittwer würde das in eine Kröte verwandelte Fräulein dann heirathen und ihm große Reichthümer bringen. Bis jetzt ist diese Prophezeiung aber nicht in Erfüllung gegangen und noch immer soll das verzauberte Schloßfräulein in den Ruinen des Schlosses Bydgoszcz und im Schloßgarten als Kröte umherschleichen, der Erlösung harrend.

Soweit die Sage von der Burg Bydgoszcz. Von letzterer ist heute nur noch ein großer Schutthaufen von Sand und Mörtel vorhanden; denn vor nunmehr einem Jahre hat der Besitzer dieses Grundstücks die Burgruine auf Abbruch verkauft. Mit dem Abbruch ist bald darauf begonnen und eine große Menge mächtiger Granitsteine aus dem viele Jahrhunderte alte Mauerwerke ausgebrochen und weggeschafft worden

Auch der hübsche Garten, in welchem sie gestanden hat — der Zuckersiedereigarten — hat zu existiren aufgehört; denn der Besitzer des Grundstücks hat denselben zu Bauplätzen eingerichtet, auf denen in nicht ferner Zeit sich moderne Prachtbauten erheben werden. Der Anfang ist mit einem neuen Posthaltereigebäude bereits gemacht. Ueber den Zuckersiedereihof führen zwei neu angelegte Straßen, die eine erstreckt sich in gradliniger Verlängerung der Schloßstraße vom Fischmarkte bezw. vom Realgymnasium bis zur Kaiserstraße, die andere zweigt sich von der vorigen ab, geht über den Zuckersiedereigarten und mündet in den neu angelegten Bau von Weiherrn-Platz. Infolge dieser Straßenanlage hat der frühere Zuckersiedereihof natürlich ein ganz anderes Ansehen erhalten. Es war dort ein ruhiges stilles Plätzchen; nur im Jahre 1848, als hier zuweilen Volksversammlungen abgehalten wurden, ging es hier lebendig her. Im Jahre 1846 also jetzt gerade vor 50 Jahren, zur Zeit der deutschkatholischen Reformbewegung, als die Führer derselben, die ehemaligen katholischen Priester Ronge, Czerski, Daviat überall gefeiert wurden hielten Ronge und Daviat auf dem Zuckersiedereihofe einen Gottesdienst ab, da eine Kirche dazu nicht gewährt wurde.

Auf dem ehemaligen Zuckersiedereihofe steht ein zweistöckiges großes Gebäude. Dasselbe wie der ganze Platz links der vorüberführenden neuen „Burgstraße" bis zur Brahe gehört der Stadt. In demselben befindet sich seit dem 1. Oktober v. J. die Provinzial-Wiesenbauschule und vom 1. Juli d. J. ab soll das städtische Pfandleihamt dorthin verlegt werden. In diesem Hause verlebte der Dichter von „Waldmeisters Brautfahrt" Otto Roquette einen Theil seiner Jugend, da hier der Vater desselben, Landgerichtsrath Roquette lange Jahre gewohnt hat.

Als vor einigen Jahren bekannt wurde, daß der Besitzer den Zuckersiedereigarten zu Bauplätzen ausgeben wollte, bemühte sich der Historische Verein für den Netzedistrikt, die Burgruine zu erhalten. Da er hierbei jedoch auf Schwierigkeiten stieß, so wollte er für sein Historisches Museum wenigstens ein Bild von der Ruine erhalten, weshalb er eine photographische Aufnahme derselben ausführen ließ. Die Aufnahme erfolgte und zwar von zwei Seiten, der Nord- und Südseite.

Die Burg Bydgoszcz ist nach bekannten Urkunden im 13. Jahrhundert erbaut worden oder hat um diese Zeit schon bestanden. Sie erhob sich auf einem Hügel am rechten Braheufer. Die erste sichere Nachricht über die Burg finden wir im Jahre 1239; denn in diesem Jahre ging sie aus dem Besitz des Pommerherzogs Svantopolk in die Hände des Herzogs Konrad

von Masovien über. Viele und harte Kämpfe haben, wie schon Eingangs erwähnt, um diese Veste stattgefunden. Im Jahre 1329 brach zwischen dem Könige Wladislaus Lokietek von Polen und dem deutschen Orden ein Krieg aus, welcher 14 Jahre lang die Länder östlich und westlich der unteren Weichsel verheerte. Im Mai des erwähnten Jahres gingen die Ritter unter Anführung des Thorner Komthurs Otto v. Luterberg unterhalb der Brahemündung über die Weichsel und belagerten zuerst die Veste Bydgoszcz. Nachdem sie der Burg hart zugesetzt hatten, forderten sie die Vertheidiger auf, sich zu ergeben. Diese aber hielten sich für sicher in der Burg und verwarfen die Zumuthung. Es kam zum Sturm, die Veste fiel in die Hände der Ritter und 80 vornehme Polen wurden getödtet. Im Friedensschluß von Kalisch verblieb indessen die Burg im Besitze Polens.

Auch in dem Kriege, welcher 1409 zwischen Stanislaw Jagiello und dem Orden ausbrach und mit der Niederlage des letzteren im Jahre 1411 endete, spielte die Burg Bydgoszcz eine wichtige Rolle.

Im 17. Jahrhundert, in den schwedisch-polnischen Kriegen gelangte die Burg vorübergehend in den Besitz der Schweden. Verhängnißvoll sollte das Jahr 1656 für die Veste werden. Am 17. Mai genannten Jahres nahm der schwedische General Otto Stenbock nach vorangegangener Beschießung die schon damals halb zerstörte Burg ein. Als Veste sie seitdem zu existiren aufgehört, ist auch nicht mehr von Kriegsvölkern, die sonst hier gehaust haben, bezogen worden, sondern als Ruine auf unsere Tage gekommen. Vor einigen 60 Jahren konnte ein Bromberger Dichter, der Cand. phil. Hopensack*) von der Burg Bydgoszcz noch singen:

> Dort an der Brahe rechtem Strand
> Wirst Mauern Du entdecken:
> Das war ein Schloß, Bydgoszcz genannt,
> Und in dem ganzen Polenland
> Sprach man davon mit Schrecken.

Jetzt sind, wie gesagt, auch diese Mauerreste verschwunden und von der Burg Bydgoszcz ist nichts mehr übrig, als eine Erinnerung, welche im Andenken der Bewohner fortlebt.

*) Der Dichter Hopensack, welcher in Bromberg lebte, war einst Lehrer des Kaisers Wilhelm I. in der Jugendzeit desselben, wie auch der anderen Prinzen, und bezog deshalb auch eine Pension. Der genannte Schriftsteller, der à la Spiess auch Schauerromane geschrieben hat, war zuletzt vollständig erblindet.

Holla-Ho!

Süd-Limburgische Novelle von Emilie Seipgens. Autorisirte Uebersetzung von Max Stern.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Inzwischen war die Neuigkeit wie ein Lauffeuer durch das Dorf gegangen, und eine große Menge Volks hatte sich vor der Wohnung des Schmugglers versammelt. Nur wenige beklagten ihn, obschon die meisten nur ihrem Haß gegen die Beamten, der allen Grenzbewohnern wie angeboren ist, Ausdruck gaben.

„Sie hätten ihnen selbst eins auf den Leib schießen sollen!“ rief einer.

„Der Buts ist gehörig bezahlt!“ meinte ein anderer.

„Er wird den Hackentanz nicht mehr tanzen!“ spottete ein Dritter.

Dann sah man Küster's Andreas in die Hütte gehen und einen Augenblick später mit Matthias zurückkehren. Nun brach aller Unmuth gegen letzteren los.

„Willst Du immer noch nicht klüger werden? Du Gelbschnabel, Du Nichtsnutz, Du Taugenichts!“ rief man von allen Seiten hinter ihm her.

Zu Hause gab es eine heftige Scene zwischen Vater und Sohn. Der Küster, der Matthias den ganzen Tag nicht gesehen hatte, war wüthend.

In den heftigsten Worten verwies er ihm sein Betragen. Was dachte, was glaubte Matthias wohl? Solche Lebensweise zu führen, er war ein Schandfleck für die Familie, ein Nagel zu seines Vaters Sarg!

„Wenn Du diesen Schmuggler, diesen Dieb und das Mädchen nicht laufen läßt“, so fuhr der Küster fort — aber Matthias fiel ihm mit einer abwehrenden Handbewegung in's Wort:

„Still Vater, still!“ rief er, „sprich nicht weiter, . . . es soll anders werden!“

„Und was willst Du denn thun?“ fragte Schrammen.

Auf dem traurigen Wege an der Bahre, auf welcher der alte Buts getragen wurde, war es in Matthias' Kopf klarer geworden. Wovon sollten Buts und Gustchen leben, wenn Buts nichts mehr verdienen konnte? Jetzt war ihm die Zukunft klar vorgezeichnet.

„Ich will arbeiten gehen“, antwortete er bestimmt. „Ich suche mir Arbeit — aber hier im Hause bleib' ich nicht mehr!“

„Und dann? . . und dann? . .“ fragte sein Vater, noch immer heftig, aber einigermaßen überrascht und ihn mit großen Augen ansehend.

„Ich weiß es nicht!“ rief Matthias. Er wollte noch mehr sagen, aber er verbiß es sich. „Laß' mich es Dir morgen sagen“, fuhr er viel ruhiger fort, fast bittend.

„Ha, ja! fortgehen, dienen! Knecht werden! . . .“ spottete der Küster.

„Mein Gott — dann wirst Du noch viel lernen müssen! . . . Aber wenn Du je meinst, daß das Weibsbild in mein Haus . . .“

„Kein Wort mehr, Vater!“ schrie Matthias, aufspringend und mit der Faust auf den Tisch schlagend. „Die — und keine andere! . . . Ich weiß, was ich zu thun habe!“

Mit einer Verwünschung war auch der Küster aufgesprungen. Andreas und Marianne mußten besänftigend zwischen die beiden treten. Der alte Schrammen weinte vor Wuth, und indem er sich von seinen anderen Kindern wegführen ließ, schluchzte er noch: „Nagel zu meinem Sarge!“

Nun geschah es in diesen Tagen, daß der Weg von Epe nach Stenaeken hergestellt und hier und da neu beschüttet werden sollte. Der Wirth aus dem „Schwan“, der nach der Ernte für seine beiden Pferde nicht genügend Beschäftigung fand, hatte als Mindestfordernder die Arbeit übernommen. Er nahm Matthias auf dessen Ansuchen in den Dienst, um an der Kiesgrube auf dem Berge, dem einzigen Platze, von wo man den Kies holen konnte, zu arbeiten. Viele Hände waren dazu nicht nöthig, da das Werk erst Ende des Winters fertig gestellt zu sein brauchte; auch bedurfte die Arbeit nur weniger Vorbereitung. Es wurde oben in der Grube in schräg abfallender Richtung ein großes viereckiges Sieb aus geflochtenem Eisendraht aufgestellt, gegen welches der Kies mit einer Schaufel geschleudert wurde, so daß der Sand und die kleinen Steinchen hindurchfielen, während die gröberen Stücke längs des Siebes abrollten, um dann auf's neue wieder klein geschlagen zu werden. Ferner wurde eine sogenannte St. Jakobsleiter angebracht, eine Art hölzerne Rinne oder Rutsche über welche der Kies nach unten in einen Karren glitt, der ungefähr 25 Meter tiefer auf dem Querweg stand und auf diese Weise beladen wurde. Diese Rinne hatte oben einen weniger steilen Fall, da sie erst über einen breit hervortretenden Felsen lief, doch von da ging sie ziemlich steil nach unten.

Hier saß Matthias ganze Tage lang, klopfte und siebte Steine, und warf, wenn der Karren auf dem Querweg wartete, den Kies in die Rinne, der dann raschelnd und rauschend über die durch den Felsblock verursachte Ecke springend, nach unten steuerte.

Wenn es Mittag wurde, ging Matthias hinunter zum Essen, — zum Essen bei Buts und Gustchen — und Nachmittags gegen vier Uhr stieg Gustchen hinauf zur Kiesgrube, um ihm Kaffee und Butterbrod zu bringen, denn Matthias ließ sich von Buts beköstigen für die 70 Cents, die er täglich verdiente und von denen Buts und Gustchen mit lebten. Sein Nachtquartier hatte er im „Schwan“, so war es bedungen, als er in den Dienst trat.

Gewöhnlich konnte Gustchen nur kurze Zeit bleiben, denn unten wartete ihr Vater, der zwar auf der Besserung, aber noch immer sehr leidend war. Es könnte noch lange dauern, hatte der Doktor gesagt, Lebensgefahr sei nicht vorhanden, aber jedenfalls würde Buts ein Krüppel bleiben und den Gebrauch des linken Beines für immer entbehren müssen. Die Aussicht, viel im Haus

hocken zu müssen, nicht mehr in der freien Natur leben zu können, daß ihm die Wanderungen über die Grenze abgeschnitten waren, daß er beim Jagen, wie er sagte — denn jagen müsse und wolle er, sapperlot und wenn er auf Krücken laufen müsse — sich nicht mehr so bewegen konnte, wie es ihm gefiel, das alles machte Buts verdrießlich, ungeduldig, mißmuthig.

Dazu kamen allerlei Mißhelligkeiten. Matthias war freigesprochen, aber Buts, bei dem man die Schmuggelwaaren gefunden hatte, war zu einer ansehnlichen Geldstrafe und drei Wochen Gefängniß verurtheilt worden. Wenn er daran dachte, fluchte er eine Viertelstunde lang.

Mit den beschlagnahmten Brüsseler Spitzen war sein ganzes Vermögen drauf gegangen. Um die Geldstrafe aufzubringen, blieb kein anderer Ausweg, als die Kuh zu verkaufen. Er selbst begab sich, sobald der Doktor es erlaubte, zum Gefängniß, um, wie er sagte, „das Sitzen erst abgemacht zu haben.“

Wenn Matthias zum Essen herunterkam, setzte sich Gustchen neben ihn. Es gab Tage, da sie einander nichts zu sagen hatten, und das waren die glücklichsten — dann hatten sie zum wenigsten über kein Leid zu klagen. Ueberwältigt von Müdigkeit fiel Matthias bisweilen, den Kopf in ihren Schooß, in Schlaf. Ein Lächeln, nicht selten ein trauriges, und ein Kuß bildeten den regelmäßig wiederkehrenden Abschied.

Der Herbst brachte noch herrliche Tage. Nun sie ihren Vater nicht mehr zu verpflegen hatte, kam Gustchen stundenlang zur Kiesgrube und half Steine klopfen. Wenn sie dann ein Weilchen ruhte, schweifte ihr Blick über die herrliche Landschaft, der sich zu ihren Füßen ausbreitete, und manchmal blieben sie lange in diesem Anblick verloren.

Es lag ein Friede, eine Innigkeit in der Landschaft, die sie früher nie gesehen, nie bemerkt hatten. In der Tiefe lag das Dorf mit seinem niedrigen Kirchlein und den Brückchen über die Gelp. Aus den Häusern, die weiß und braun zwischen dem Grün hervorblickten, stieg der blaue Rauch kerzengerade empor.

Dahinter Garten, Hecken und Wiesen, und höher hinauf am Abhang des gegenüberliegenden Berges Pachthöfe, Ackerfelder und Baumgärten zwischen gekrümmten Wegen, und Fußpfaden bis hinauf an die Felsblöcke und die Büsche, die wie ein dunkler Kamm den Hügelrücken bedeckten — und das alles in vielfarbige Schatten und Schattirungen gehüllt in der lichtbläulichen und doch so klaren Herbstluft.

Einst, an einem solchen Nachmittage — die Strafzeit des Vaters war bereits mehr als zur Hälfte herum, — kam Gustchen mit Neuigkeiten nach oben.

Ihr reicher Onkel Jakob vom Templerhof war dagewesen und hatte sich lange Zeit mit ihr unterhalten. Er wollte sie zu sich nehmen und ihren Vater auch und ihnen eine gute Zukunft auf seinem Pachthofe bereiten. Matthias sah sie mit forschenden Blicken an.

„Und hat er nichts von mir gesagt?“ fragte er hastig und schwer athmend. Gustchen erröthete, schlug die Augen nieder und wandte sich zur Seite.

„Nein“, antwortete sie leise, „aber er fand es eine Schande, daß wir so allein wären.“

„Gustchen!“ rief Mathias verletzt und gekränkt, „hab' ich denn nicht immer . . . ?“

„Nein, nein, . . . “ seufzte sie, „er hat nichts gegen Dich, und er meint es auch nicht schlecht . . .“

„Ich traue ihm nicht, dem alten, stolzen Geck!“

Sie sah ihm wieder fest und stolz ins Auge.

„Ich verlasse Dich doch nimmer!“ sprach sie, „aber für Vater wäre es doch gut . . . “

Sie küßte ihn und ihr Kuß versöhnte ihn mit allem.

Einige Tage später kehrte Jäger-Buts aus dem Gefängniß zurück. Er hatte den Weg zu Fuß zurückgelegt, und das war sehr nachtheilig für sein halb wieder hergestelltes Bein, seinen „krummen Fuß“, wie er es nannte, gewesen, so daß er wieder heftige Schmerzen fühlte und ins Bett mußte. In wenigen Tagen mußte die Kuh verkauft werden, ein längeres Hinausschieben der Zahlung war nicht möglich. Es waren traurige Tage für Gustchen da unten, für Matthias an der Kiesgrube, wie schön auch die Herbstsonne ihre goldenen Strahlen auf Berg und Thal warf.

Auch der zweite November, Allerseelen, war noch einer dieser herrlichen Tage. Obgleich kein gesetzlicher Feiertag mehr, wurde doch im Limburgischen so wenig wie möglich Handarbeit an diesem Tage verrichtet, und so sollte auch kein Kies gefahren werden. Gleichwohl saß Matthias schon früh in der Grube; in den letzten schönen Tagen war fast all sein Vorrath weggeholt und er mußte für neuen sorgen.

Mittags sah er Gustchen mit der Kuh den Berg heraufkommen. Sie kam aber nicht zu ihm zum Plaudern, sondern verfolgte einen Fußpfad, der mehr rechts nach dem grasigen Fahrweg führte. Matthias wußte, warum sie nicht kam. Morgen sollte die Kuh verkauft werden, und Gustchen wollte sie noch einmal, zum letzten Mal, grasen lassen. . . Die arme Kuh . . . und Gustchen, die um die Kuh trauerte! . . und Peter Dol, der ihn gestern Abend in ernstem Ton gefragt hatte, ob er seinen Vater nicht einmal besuchen wolle, der Küster sei schon seit einigen Tagen nicht ganz wohl — das alles verstimmte und erregte ihn; bisweilen kam ein Fluchwort über seine Lippen, wenn ein Stein nicht auf den ersten Schlag in Stücke sprang oder die Stücke zu weit auseinander flogen.

Auf einmal hörte Matthias einen Gewehrschuß fallen in einiger Entfernung schräg über ihm. Wer konnte das sein? . . . . Wenn er nicht gewußt hätte, daß Buts da unten lag mit seinem „krummen Fuß“ — aber so? Seit der Bürgermeister kränklich war, kam er nicht mehr zur Jagd auf den Berg, der zum größten Theil sein Eigenthum war. Plötzlich sprang Matthias auf . . . Ein Gedanke schoß ihm durch den Kopf, daß ihm das Blut kochte . . . Martin Schlenter war der Sohn des Bürgermeisters . . . . Wenn dieser verfluchte Preuße . . .

Er horchte noch einen Augenblick — aber nein . . . alles war todtenstill. Vielleicht die Grenzjäger, die falschen Lärm machten oder sich im Schießen übten, oder einer der vielen früheren Jagdgenossen des Bürgermeisters, der jetzt mit dessen Erlaubniß . . .

Matthias fing wieder an Steine zu klopfen. Aber wie es ihm immer ging — wenn dieser Satanspreuße ihm in die Gedanken kam, konnte er ihn nicht wieder los werden. Und er sah wieder die Tanzpartie im „Schwan“ vor sich, und sah Martin Schlenters mit seinem dicken, aufgedunsenen Gesicht und dem Studentenmützchen auf dem Kopf um Gretchen herumschwänzeln, sie anfassen und ihn selbst zurückstoßen. Matthias' eiserner Hammer fiel auf die Steine, daß die Funken rechts und links davonstoben.

Jetzt horchte er nochmals auf, und wirklich — ja, ganz deutlich vernahm er von rechts, ungefähr aus der Gegend, wo Gustchen sich befinden mußte, Stimmen . . . Stimmen, die er kannte . . . Erst ein lautes Lachen — dann ein deutsches Fluchwort und dann wieder Gustchen's Stimme: — „Nein . . . nein, laß mich los!“ rief sie, und dann entstand ein verworrenes Geräusch zwischen dem Buschwerk.

Matthias flog auf . . . Das Geräusch kam näher, und bevor er von seinem Sitzplatz neben der Rinne bis in die Mitte der Grube gekommen war, kam Gustchen von oben gesprungen, gefolgt von Martin Schlenters.

Als sie Matthias mit dem schweren Hammer in der Hand sah, blieb sie bewegungslos stehen. Ihr Gesicht war feuerroth, mit beiden Händen suchte sie ihren Haarzopf wieder in Ordnung zu bringen, der losgegangen war und ihr lang über den Rücken herabhing. Sie warf wüthende Blicke auf Martin, und ihr Mund stammelte leise Verwünschungen und Scheltworte. Einen Augenblick sahen sich die Männer ins Auge, Martin überrascht und erschreckt, da er Matthias gewahrte, dieser kochend vor Wuth und mit einem Fluch auf den Lippen.

„Was willst Du, Du Sapperlöter, Du Spitzbube!“ rief er, und ehe Martin recht zu sich gekommen war, hatte Matthias den Hammer weggeworfen und seinen Feind angepackt. Ein furchtbares Ringen begann; Martin wandte alle Kräfte an, um loszukommen und von seinem Gewehr Gebrauch machen zu können, das ihn in allen Bewegungen hinderte.

„Las mich los!“ schrie er, „Kerl, oder ich ermorde Dich!“

Doch es war, wie wenn Matthias' Kräfte sich verdoppelten; immer fester hielt er den Feind gepreßt; ringend und stolpernd und fluchend bewegten beide sich dem Abhang zu, an dem entlang Martin zu entfliehen hoffte. Er that plötzlich einen starken Ruck und war auf dem Punkte zu entkommen. Schon griff seine linke Hand nach dem Gewehr, als Gustchen, die Gefahr bemerkend, schnell wie der Blitz hinzusprang und ihm dasselbe von hinten entriß. Mit einem Fluch turkelte Martin nach hinten, Matthias warf sich auf ihn, und beide rollten kämpfend fort bis

an den Steinhaufen an der Rinne. Jetzt entstand in Matthias Seele ein teuflischer Gedanke; er sprang auf und erwartete seinen Feind. Bevor dieser sich indeß ganz und gar aufgerichtet hatte, fiel Matthias ihn aufs neue an, hob ihn mit aller Kraft in die Höhe und warf ihn die Rinne hinab.

Er sah den schweren Körper niedergleiten, vergebliche Anstrengungen machen, um sich mit den Händen festzuhalten, und über der Ecke des hervortretenden Felsblocks kopfüber in der Tiefe verschwinden.

Gustchen stand neben ihm, und in ihrer Wuth warf sie dem Niederstürzenden das Gewehr noch nach. Dann hörten beide den Körper Martins mit einem schweren Geräusch zur Erde niederkommen.

„Fahr zum Teufel!" rief Matthias ihm nach.

Nun sahen sich beide an; bei diesem Wort war ihnen die Besinnung wiedergekehrt. Sie horchten einen Augenblick.

„Er ist todt!" rief Gustchen.

„In Gottes Namen!" antwortete Matthias, „mag davon kommen, was da will."

* * *

Eine Stunde später war das ganze Dorf in Aufruhr. Matthias war außer Athem zu dem Richter angelaufen gekommen, um ihm die Sache zu melden, er hatte gesehen, daß Martin noch nicht todt war, aber eine klaffende Wunde im Gesicht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Angelparthie.

Novelette von André Theuriet. Deutsch von Wilhelm Thal. (Nachdruck verboten.)

Der Zollbeamte in Tours, Chabot, war ein Mann von etwa 60 Jahren; klein, stämmig, mit kirschrothem Munde und scharfen, leuchtenden Augen; er besaß die Pünktlichkeit eines Regulators und alle Eigenschaften eines alten Junggesellen. Wie alle Bewohner der Touraine, war auch er etwas wortkarg; er schwatzte nicht gern bei einer guten Schüssel, und seine Hauptleidenschaft war die Angelei.

In diesem Lande, das von zahlreichen Flüssen bewässert wird, fand der gute Chabot vollauf Gelegenheit, seine Neigung zu befriedigen, denn er hatte in seiner Nähe die Loire und den Cher, abgesehen von den Nebenflüssen, der Cisse, in der es von Gründlingen wimmelt und der Romaire, in der die Krebse in reicher Menge vorhanden sind. Niemand verstand es besser als er, einen guten Platz auszuwählen, und den Köder für den Fisch herzustellen. Er kannte bis ins Genaueste die verschiedenen Köderarten, die von den Anglern zur Anwendung gebracht werden: Gekautes Brot für die Rothaugen, Kirschen für die Brassen, Käse für die Barben: die Maifliegen für die Forelle u. s. w.

„Mein Herr," sagte er eines Tages zu mir, „es giebt Nichtsnutze, die behaupten, die Angelei sei ein eintöniges, einschläferndes und langweiliges Vergnügen . . . Diese Leute sprechen, ohne etwas zu verstehen, denn, was mich anbelangt, so verdanke ich der Angelei das einzige aufregende Ereigniß meines Lebens:

Eines Sonntags — es sind jetzt etwa 30 Jahre her — war ich nach den Ufern des Cher in die Gegend von Saint-Avertin angeln gegangen. Es war ein recht schönes Wetter, etwas heiß, doch wurde die Luft durch die Nähe des Wassers und eine leichte Brise erfrischt. Ich hatte mich an einem ausgezeichneten Platze niedergelassen, einem Rasenfleck zwischen zwei Ulmen, wo ich wie in einem Fauteuil saß. Zu meinen Füßen floß das bräunlich grüne Wasser dahin und bildete kleine Trichter; an dem andern Ufer bemerkte ich, während ich auf meine Angel aufpaßte, das fette Gras der Wiesen, auf denen Gänseblümchen und Mohnblumen blühten. Ich hörte von Zeit zu Zeit die Glocken von Azay und St. Avertin, die die Vesper einläuteten, und empfand ein sanftes Gefühl der Ruhe, als ich daran dachte, daß es Sonntag war, daß ich einen langen Nachmittag für mich hatte und kein unangenehmer Nachbar mich in meiner Lieblingsbeschäftigung störte.

Leider hatte ich die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn gegen 3 Uhr Nachmittags sah ich hinter den Ulmen ein Paar auftauchen, das sich zehn Schritte von meinem Rasenstück stromaufwärts niederließ.

Es war ein Herr in unbestimmtem Alter, in Begleitung einer noch jugendlichen und sehr hübschen Frau. Der Herr war glatt rasirt, schwarz gekleidet und zeigte die korrekte Miene und Haltung eines Beamten; die Dame in einem Kleid aus grauer Wolle trug einen mit blauen Bändern garnirten Strohhut; sie war blond, hatte eine weiße Gesichtsfarbe und machte einen recht niedlichen Eindruck.

Sie hatten einen Feldstuhl mitgebracht, auf dem der Gatte seine Frau sitzen ließ; dann zog er eine ganz neue Angelstange hervor, befestigte daran den Köder und reichte dieselbe seiner Frau.

Als ich sah, wie die Leute sich anstellten, merkte ich sofort daß ich mit Neulingen zu thun hatte.

„Gut," sagte ich mir, „das sind Amateurs, die werden mir nicht besonders schaden . . . Wenn sie nur mit ihrem Geschwätz meine Fische nicht erschrecken."

Ich hatte mich nicht getäuscht; sie verstanden nichts von der Sache, und die junge Dame mochte noch so oft die Würmer erneuern, es biß nichts an. Ich dagegen hatte Glück und sah fast alle fünf Minuten, wenn ich meine Angel herauszog, am äußersten Ende derselben einen silbernen Fisch zappeln. In weniger als einer Stunde legte ich in meinen mit frischen Gräsern bedeckten Topf drei Brassen, vier Hechte und zwei Karpfen, die Gründlinge gar nicht mitgerechnet. — Meine Nachbarn fingen noch immer nichts. Schließlich warf die junge Dame ihre Angel fort und strich neugierig um mich herum. Gerade in dem Augenblick, da sie hinter mich trat, biß es prächtig, ich verhielt mich mäuschenstill, dann zog ich langsam meine Angel heraus, und brachte einen prächtigen Barsch von etwa ein und einem halben Pfund zum Vorschein, den ich mit boshaftem Vergnügen erst auf dem Rasen zappeln ließ, bevor ich ihn in den Topf warf.

„Oh!" rief die junge Dame verdutzt, „das ist ein schöner Fisch." Dann wandte sie sich in einschmeichelndem Tone zu mir und fragte:

„Mein Herr, wie stellen Sie es nur an, so viele Fische zu fangen, während wir nicht das Geringste fischen können?"

Ich war damals jung, und obwohl die Frauen mich stets eingeschüchtert haben, so war ich doch für ein hübsches Gesicht nicht unempfindlich. Daher antwortete ich so galant ich nur konnte:

„Mein Gott, Madame, Sie fassen die Sache eben beim falschen Ende an . . . Die Angelei ist eine weit schwierigere Kunst, als man glaubt . . . Doch wenn Sie meinen Rathschlägen folgen wollen, so setzen Sie sich, ich werde Ihnen ihre Angel herrichten."

Auf einen Ruf der jungen Frau brachte der Gatte die Angelruthe, ich befestigte sorgfältig den Köder und lehrte meine Schülerin die Feinheiten des Handwerks, von denen sie keine Ahnung zu haben schien. Nach einiger Uebung ließ sie sich ganz gut an. Der Platz war gut, und die Fische ließen sich fangen. . . . Es war allerdings kein Zug wie der meine, doch für eine Anfängerin war der Erfolg schon sehr ehrenwerth: 12 Brassen und eben so viel kleine Karpfen.

Bei jedem glücklichen Zug lachte die kleine Dame wie ein Kind, klatschte in die Hände und wandte sich mit triumphirender Miene zu ihrem Gatten um, der ernsthaft lächelte, über die Freude seiner Gattin sehr glücklich zu sein schien und mir mit förmlicher Höflichkeit dankte.

Indessen verging die Zeit. Gegen 6 Uhr Abends erhoben wir uns und ich schickte mich an, Abschied zu nehmen, als die junge Frau zu ihrem Gatten lief und ihm einige Worte in's Ohr flüsterte. Er hörte sie mit nachdenklicher Miene an und schien ein wenig erschreckt. Nach einer Minute sah ich sie auf mich zukommen und die Dame ergriff das Wort:

„Mein Herr", sagte sie zu mir, „Sie sind zu liebenswürdig gewesen, als daß wir sie auf diese Weise verlassen könnten . . . Mit ihrer Hülfe haben wir Fische gefangen, und es ist nur recht und billig, daß wir sie zusammen verzehren. Wollen Sie uns das Vergnügen erweisen, mit uns zu speisen?"

Der schwarz gekleidete Herr nickte ernsthaft mit dem Kopfe, dann schloß er sich dieser Bitte an. Sie waren beide so liebenswürdig, daß ich annahm, und wir gingen nach Saint-Avertin zurück. In den „drei Tauben" nahm der Gatte ein Kabinet und bestellte das Diner. Man servirte uns in einem im ersten Stocke gelegenen Zimmer, dessen Fenster auf den Garten hinausgingen, hinter denen man eine kleine, vom Cher bespülte Insel bemerkte.

Wir speisten alle drei mit gutem Appetit, denn die Luft des Flusses hatte uns Hunger gemacht. Die junge Dame lachte beständig, zeigte fortwährend ihre weißen Zähne und ließ mein Glas und meinen Teller keinen Augenblick leer.

Der Gatte war weniger heiter, er zeigte ein gezwungenes Lächeln, und der Wein besaß nicht die Gabe, ihm die Zunge zu lösen. In gewissen Augenblicken schien er sogar verlegen. Ich hatte es auf mich genommen, das Geflügel zu zerlegen, und während ich das Messer an meiner Gabel schärfte, rief ich in fröhlichem Tone:

„Geben sie mir das nur her, darauf verstehe ich mich, ich werde ihm schon den Kopf aufschlagen." Ich war über den geringen Erfolg meines Scherzes höchlichst erstaunt. Der Gatte wurde roth bis über die Ohren, die junge Frau erblaßte, und es herrschte im Zimmer ein tiefes Schweigen. Hinsichtlich ihres Berufes und ihrer Stellung blieben sie übrigens alle beide sehr zurückhaltend. Ich mochte sie so geschickt ausfragen — man ist doch immer neugierig zu wissen, mit wem man dinirt — sie antworteten mir nur ausweichend. Alles, was ich erfahren konnte, war, daß sie sich nur vorübergehend in Tours aufhielten und in Orleans wohnten.

Schließlich mußten wir uns trennen. Als wir den Kaffee genommen, sank die Nacht hernieder, und man dachte an den Aufbruch. Ich hatte der Mahlzeit alle Ehre angethan und war sehr heiter! doch bevor ich mich zurückzog, dankte ich ihnen auf das Wärmste für ihre Gastfreundlichkeit und erklärte ihnen, daß ich mich nie in so angenehmer Gesellschaft befunden hätte. Darüber lächelte die junge Dame, und ich reichte dem Gatten herzlich die Hand, der sie nach einem Augenblick des Zögerns kräftig schüttelte. Ich werde nie die seltsame Empfindung vergessen, die mir die Berührung dieser eiskalten Hand und dieser stahlharten Finger verursachte.

„Ich hoffe, wir werden uns bald wiedersehen", rief ich, „und ich werde Gelegenheit haben, mich für ihre Gastfreundschaft zu revanchiren."

„Das glaube ich nicht," erwiderte er mir in seltsamem Tone, „wir verlassen Tours morgen früh. Adieu, mein Herr!"

Ich sah sie in der That in Saint-Avertin nicht mehr wieder, wohin ich beständig alle Sonntage wieder zurückkehrte. Doch ich dachte häufig an das gute Diner in den „Drei Tauben." Ich erzählte oft meinen Kameraden davon, und jedesmal trat mir das Wasser in den Mund. Drei Monate vergingen. Eines Tages, als ich im Büreau war und mich eifrig mit meinen Arbeiten beschäftigte, trat jemand herein und reichte mir durch das Schaltergitter ein zu beglaubigendes Auszahlungsmandat. Ich nahm das Papier zerstreut, ohne die Augen zu erheben und reichte es meinem Direktor zur Beglaubigung. Als ich zurückkehrte, kam mir die Laune, das Schreiben zu durchlesen. Es war eine Anweisung von 300 Francs Transportkosten, zahlbar an den Scharfrichter Herrn Bleiger. Ich begann zu zittern, und während ich das Papier zurückgab, blickte ich neugierig durch das Gitter. Und nun, mein Herr, denken Sie sich mein Entsetzen, als ich in dem Besitzer der Anweisung meinen Wirth von Saint-Avertin, den Gatten der hübschen Anglerin mit dem Strohhut erkannte.

Er zog sich zurück ohne ein Wort zu sprechen, er erkannte mich nicht, oder wollte mich vielleicht auch nicht erkennen. Verdutzt und blaß blieb ich an dem leeren Schalter sitzen, und nun erinnerte ich mich, daß am Tage vor meiner Angelparthie in Loches eine Hinrichtung stattgefunden hatte.

Ich hatte also mit dem Henker dinirt.

Sie mögen mir glauben oder nicht, aber 14 Tage lang schmeckte mir das Essen nicht, und ich ärgerte mich umso mehr über mich selbst, als der Henker an jenem Sonntag einen sehr würdigen Eindruck gemacht hatte. Trotzdem aber möchte ich nicht mehr mit ihm diniren, selbst wenn die kleine Frau mit dem Strohhute dabei wäre.

Der Hund der Diva.

Humoreske von Carl Ed. Klopfer.

Noch nie hatte ich mein Ehrenamt als Schriftwart unseres Wohlthätigkeits-Vereins so angenehm aufgefunden, als an dem Tage, da mir unser Vorsitzender den erhebenden Auftrag ertheilte, meine eben hier gastirende weltberühmte Landsmännin, „die Benda", zu besuchen und sie zur Mitwirkung bei unserem bevorstehenden großen Frühjahrskonzert zu engagiren. O Gott! was hätte ich einstens — als ich die unvergleichliche Sängerin noch am Hoftheater meiner Vaterstadt bewundert und (warum soll ich's verschweigen?) angebetet hatte, — was hätte ich in jener Epoche der Gymnasiasten-Begeisterung darum gegeben, mich der Göttlichen nähern zu dürfen. Es waren allerdings „etliche" Jahre darüber hingegangen; ich war nicht mehr Primaner, und wenn sie auch noch Primadonna war — ihr Blüthenalter hatte sie auch schon hinter sich.

Um die Mittagsstunde des andern Tages fand ich mich in dem Hotel ein, wo sie ihr Absteigequartier genommen hatte. Als ich die Portiersloge passirt hatte, fühlte ich bereits, wie die verwünschte Schüchternheit, die mir schon manchen bösen Streich gespielt, wieder ihre unheilvolle Macht über mich gewann. Angesichts der Vereinsgenossen hatte ich mein ehrenvolles Mandat mit einer Haltung entgegengenommen, die ihnen die Ueberzeugung einflößen mußte, daß es in die richtigen Hände gelegt worden sei, aber jetzt — begann ich selber daran zu zweifeln. Mich überlief es heiß und kalt, als ich im Hinansteigen der Treppe die fatale Entdeckung machte, daß mir der Faden meiner wohlausgedachten schwungvollen Rede abhanden gekommen war.

Man hatte mich darauf vorbereitet, daß die Dame eine etwas aparte Natur und nicht ganz leicht zu behandeln sei; träfe ich sie in übler Laune, so würde ich ihr für ihre künstlerische Unterstützung alle Schätze Indiens vergeblich anbieten. Da hieß es also jedenfalls — Diplomat sein.

Auf dem Korridor vor der mir bezeichneten Thür sprang mir ein Hund mittlerer Größe entgegen. Nun bin ich kein Freund von Hunden, im Gegentheil, mich machen diese Vierfüßler immer nervös, und gerade dieser Köter wäre unter anderen Umständen am wenigsten dazu befähigt gewesen, mich von meiner Aversion gegen sein Geschlecht zu bekehren. Es war ein auffallend häßliches Biest, rothhaarig, zottig und — man mag mir's glauben oder nicht — von einer ausgesprochenen Gaunerphysiognomie. Zudem schien die abscheuliche Kreatur eben erst von einem Ausflug durch die schmutzstarrenden Straßen heimgekehrt zu sein, so daß ihre mir so unverdient geschenkte Zuthunlichkeit eine eminente Gefahr für die Sauberkeit meines Galakostüms bedeutete. Aber in meiner aufgeregten Verfassung erblickte ich mit dem Gemüthe eines Haruspex in der Begrüßung durch dieses Hausthier ein günstiges Omen.

Das Scheusal geleitete mich „zuvorkommend" in's Vorzimmer, wo ich einer Zofe meine Karte überreichte. Die Wartezeit, während deren ich mich hochklopfenden Herzens fragte: wird sie dich überhaupt empfangen? — glaubte mir mein überfreundlicher Gesellschafter nicht angenehmer verkürzen zu können, als indem er mir die Lackstiefel ableckte. Daß ich sein Benehmen im höchsten Maße unpassend fand und auch mit meinem entschiedenen Mißfallen darüber nicht zurückhielt, schien den schamlosen Köter nicht im Geringsten zu choquiren. Man hatte mir offenbar recht berichtet: eine „aparte Natur" meiner Diva verrieth sich in der Wahl eines solchen „Lieblings" jedenfalls. Ich konnte ein grimmiges Lächeln nicht unterdrücken, wenn ich mir

vorstellte, daß diese fleischgewordene Kombination aller existirenden Hunderassen vielleicht gar das Schooßthier seiner Herrin war.

Jetzt öffnete sich die Salonthür und das erbärmliche Hundevieh, das in der kurzen Zeit es schon fertig gekriegt hatte, meinen ganzen Abscheu vor Seinesgleichen auf sich allein zu konzentriren, lief auf seine Gebieterin zu, als hätte ich es beauftragt, mich noch extra zu melden.

O weh! Die „Gnädige" empfing mich sehr ungnädig. Die Miene, die mir entgegenblickte, war förmlich gefroren.

„Verzeihung!" stotterte ich und fühlte das „Wächserne" meines Lächelns. „Ich nehme mir die Freiheit — das heißt — ich habe die außerordentliche Ehre, mit einem ergebenen Anliegen . . ."

Da stockte ich! Aber daran war nur dieses odiöse Ungeheuer von Pintscher Schuld, das eine Art von hypnotischer Herrschaft über mich ausübte, denn so krampfhaft ich mich auch bemühte, von ihm wegzusehen und meine Gedanken zu sammeln — ich mußte jede seiner Bewegungen erfolgen, und die waren lebhaft genug. Der miserable Köter führte einen förmlichen Fetischtanz um seine Herrin auf, lief laut bellend wie in einem Caroussel um sie herum und kolorirte dabei durch sein schmutziges Fell ihre hellseidene Morgenrobe mit den gewagtesten Mustern.

Während diese Exercitien von der Dame unbegreiflicher Weise völlig ignorirt wurden, brachten sie mich immer aus der Fassung. Ich schämte mich für das so schlecht erzogene Rabenvieh und hätte mich's gerne was kosten lassen, ihm mit einem wohlgezielten Fußtritt in's Gewissen reden zu dürfen. Aber nein, ich mußte meinen Aerger verwinden und mir sogar noch den Anschein geben, als ergötze ich mich an der munteren Laune dieses Grazienlieblings.

Diese Heuchelei erzielte übrigens nichts von der beabsichtigten Wirkung. Hatte Fräulein Bendas verblühtes Antlitz zu Beginn meines konfusen Stammelns kaltes Befremden ausgedrückt, so wurde es jetzt, wo ich mit der Verlegenheit eines blöden Schuljungen verstummte, noch strenger.

„Ich begreife Sie nicht ganz, mein Herr," kam es mit spitzer Betonung von ihren Lippen. „Wollen Sie Ihr Anliegen nicht deutlicher erklären? Ich bin etwas — beschäftigt."

Ich räusperte mich, wischte mir den Schweiß ab, warf dem tückischen Gesellen zu meinen Füßen einen Blick voll tödtlichen Hasses zu und versuchte mit Kühnheit auf mein Ziel loszugehen.

„Als Vertreter des Vereines, zu dem ich mich bereits auf meiner Karte bekannte, möchte ich Ihrer oftbewährten Güte das ergebene Ansuchen unterbreiten . . ."

Es war lächerlich geschraubtes Zeug, was ich da zusammenstoppelte, das wußten nicht nur die Künstlerin und ich — das schien wunderbarer Weise auch diese abgefeimte Hundeseele zu erkennen, denn sie warf mir hier von unten herauf einen kritischen Blick zu, daß ich von neuem stockte. Dann drängte es sich zwischen meine Beine und rieb sich mit boshaftem Knurren an meinen Unaussprechlichen — mit einem Erfolg, der mir das Haar emporsträubte und mir das letzte Quentchen von Besinnung zu rauben drohte.

Zum Unglück schien es mir die Diva auch noch übel zu nehmen, daß mich der neue Tric ihres Hausfreundes nicht entzückte.

„Ich glaube, der Hund könnte uns auf die Dauer doch ein wenig geniren," sagte sie mit einem bitterbösen Lächeln. (Ob er mich „ein wenig" genirte!) „Wenn Sie nichts dagegen haben, will ich ihm indessen im Vorzimmer seinen Platz anweisen."

Ich gestand sehr ehrerbietig, daß ich gegen dieses Arrangement nichts einzuwenden hätte, und so wurde es vollzogen.

Als der Racker glücklich draußen war, athmete ich erleichtert auf und fand nun endlich Muße und Fassung, mich meiner Aufgabe schlecht und recht zu entledigen. Der elende Vierfüßler hatte mich aber schon endgiltig um die Gunst seiner Eigenthümerin gebracht — ich konnte ihr kein Entgegenkommen mehr abgewinnen; alles, was ich erreichte, war die kühle Bemerkung, sie müsse erst die Repertoire-Verhältnisse ihres hiesigen Gastspieles erwägen, ehe sie sich entscheiden könne.

Ich wagte es, mir zur Entgegennahme dieser Entscheidung für morgen eine zweite Audienz zu erbitten, aber sie fiel mir mit beinah beleidigender Raschheit ins Wort, daß sie mir schreiben werde, die Adresse hätte sie ja auf meiner Karte. Damit wußte ich genug. Ich war entlassen und zog mich geknickt zurück.

Im Vorzimmer — wedelte mir schon wieder diese unvermeidliche, vermaledeite Bestie entgegen, der ich meinen ganzen Mißerfolg verdankte.

Die Spottgeburt schien nicht übel Lust zu haben, mir abermals eine Strecke ihre Begleitung zu schenken. Ich zögerte aber nicht, meinen deutlichen Verzicht auszusprechen — zu verlieren hatte ich ja nichts mehr — und beförderte sie mit einem kräftigen Beinschwung in die nächste Ecke, wo sie sich verkroch; dann ging ich meiner Wege.

Nachdem ich in meinem Restaurant dinirt hatte, erfüllte ich die angenehme Pflicht, den Vereinspräsidenten von dem betrübenden Resultate meiner Mission in Kenntniß zu setzen und seine verblümte Ansicht entgegenzunehmen, daß man an meiner Statt wohl auch einen Gescheidteren hätte schicken können.

Sehr mißmuthig trollte ich mich nach Hause! Ich betrete mein Zimmer und — wer beschreibt meine Gefühle bei dem Anblick, der sich mir bot!! Von dem Bärenfell vor dem Sofa erhebt sich . . . der fuchsige Bandit, der Pintscher der Sängerin, in seiner ganzen Schönheit und kapriolirt mir so seelenvergnügt entgegen, als hätten wir mindestens Brüderschaft miteinander getrunken! . . .

Im ersten Augenblick war ich starr; ich konnte an eine solche verächtliche Charakterlosigkeit nicht glauben. Dann aber ging aus meinem wuthbebenden Munde ein Donnerwetter von Verwünschungen und Flüchen über den Verruchten nieder.

Und ich weiß nicht, wie es dem Gegenstand meines Grimmes — er schien sich in seinem abgrundtiefen Ehrgefühlsmangel auch nicht das Mindeste daraus zu machen — schließlich noch ergangen wäre, wenn jetzt nicht meine Wirthin, durch mein Lärmen angelockt, den Schauplatz betreten hätte.

„Ja, der Hund! Ich weiß auch nicht, was der hier soll", rief sie lachend. „Ein Lohndiener vom Hôtel Kaiserhof hat ihn nach Tisch gebracht und auch einen Brief dazu an Sie!"

„Einen Brief?!" Mir wirbelte der Kopf. Ich riß der Frau das goldberänderte Billet aus der Hand und öffnete es, um mit weitaufgerissenen Augen zu lesen, was ich in den ersten Sekunden garnicht zu begreifen wagte.

„Geehrter Herr!

Der Einladung Ihres Vereines Folge zu leisten, sehe ich mich zu einem Bedauern verhindert

Zugleich lasse ich Ihnen Ihren Hund zurückstellen, den Sie bei mir zurückgelassen haben. Ich könnte sein längeres Verbleiben bei mir umsoweniger verantworten, als ich Ihre anscheinend so ausgeprägte Vorliebe für diese Thiere niemals zu theilen vermochte.

Mit aller Achtung

Pauline Benda."

Eine Weile war ich wie gelähmt, und es mag sein, daß ich dabei nicht so geistreich ausgesehen habe, wie gewöhnlich.

War's denn möglich? Der Hund . . .! Aber freilich — jetzt fiel mir erst ein — ich hatte seine schätzenswerthe Bekanntschaft ja eigentlich vor ihrer Thür gemacht und dazu in einem Hôtel, das schließlich auch einmal so einem unverschämten Straßenpintscher zugänglich sein kann . . .

O! o! o!

Ich schlug mich vor den Kopf und riß schon die Thür auf, um spornstreichs in den Kaiserhof zu laufen. Doch nein — ich mußte erst ruhig Blut zu gewinnen trachten! In meiner gegenwärtigen Verfassung hätte ich mich vielleicht nur auf's Neue blamirt.

Aber ehe ich mich zur Kaltblütigkeit aufraffte, hatte ich noch mit diesem vierbeinigen mauvais sujet ein Hühnchen zu pflücken. Ich stürzte in die Ecke, wo ich mir aus meinen Spazierstöcken ein Exemplar von Hispaniens biegsamem Rohr auswählte. Indessen der charakterlose Vagabond merkte im Handumdrehen meine Absicht, wurde verstimmt — und schoß im nächsten Moment durch die offene Thüre davon und die Treppe hinab, wie ein von einer Gensdarmerie-Brigade gejagter Landstreicher.

Meine Abneigung gegen Hunde aber hat sich seit jenem Tage zu einer wahrhaft korsischen Todtfeindschaft gesteigert.

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.